

Moll- und Durton des Meisters

—Memorandum zum „Eekenhof“—

Von Masayuki Sugawara

In Theodor Storms Schaffen lassen sich deutlich drei Gruppen von Erzählungen unterscheiden: die Situationsnovelle, 1847—1856; die psychologische Problemnovelle, 1857—1867; die tragische Schicksalsnovelle, 1871—1888.

In der glücklichen Schaffenszeit, die von 1867 bis 1880 reicht, schafft der Dichter viele wertvolle Novellen: „In St. Jürgen“ (1868, *Schleswig* (B)), „Eine Malerarbeit“ (1867, (E) (WM)), „Eine Halligfahrt“ (1871, (E) (WM)), „Draussen im Heidedorf“ (1871, (E) (WN)), „Beim Vetter Christian“ (1873, (E) (Salon)), „Viola tricolor“ (1873, (E) (WN)), „Pole Poppenpäler“ (1873, (E) (*Deutsche Jugend*)), „Waldwinkel“ (1873, (E) (DR)), „Ein stiller Musikant“ (1875, (E) (WM)), „Carsten Curator“ (1878 (E) (WM)), „Zur Wald- und Wasserfreude“ (1879, (E) (DR)), „Im Brauerhause“ (1879, (E) (WM)), und bringt auch drei seiner von Kampf und Sturm durchwühlten, erschütterten Chroniknovellen: „Aquis submersus“ (1876, (E) (DR)), „Renate“ (1879, (E) (DR)), und „Eekenhof“ (1879, (E) (DR)). (Anm.: Diese Werke sind nicht nach dem Entstehungs-, sondern dem Erscheinungsjahre eingeordnet. (E)=Erstdruck; (B)=Buchausgabe; (WM)=Westermanns Monatshefte; (DR)=Deutsche Rundschau.)

Die Novelle „Eekenhof“ entstand im Frühjahr und Sommer 1879, und erschien als Erstdruck in demselben Jahre (*Deutsche Rundschau*, Bd. 21, Oktober 1879 (S. 1—28)). Im nächsten Jahre 1780 wurde sie mit „Im Brauerhause“ unter dem Titel: „Zwei Novellen“ und in demselben Jahre zusammen mit „Im Brauerhause“ und „Zur Wald- und Wasserfreude“ unter dem Gesamttitel: „Drei neue Novellen“ von Berlin Buchausgabe (*Gebr. Paetel*) herausgegeben. Darum gehört sie allerdings zu den sogenannten tragischen Schicksalsnovellen, die des Dichters Aufstieg zur Meisterschaft als Novellist zeigen. Diese Novelle ist zwar wie „Ein Fest auf Haderslevhuus“ nach Ballade gearbeitet, aber es mag von tieferer Bedeutung sein, dass die Anregung dazu dem Dichter durch Chamisso's Gedicht „Der Geist

der Mutter“ (1833) vermittelt worden ist. Wie Storm an Heyse schreibt (*Briefwechsel* 1. S. 170), ist er zunächst durch eine Zeitschriftnotiz auf das Motiv aufmerksam geworden, aber er hat Chamissos Terzinenballade natürlich genau gekannt. (*Stuckert*). Das kann man in der Ballade verstehen :

Da rollten Thränen über seine Wangen ;
 Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
 Neugierig fremd herbei, ihn zu empfangen.
 Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
 Und liebedurstigen Blicks ; hat er, ach !
 Von seines Sohnes Heimkehr Nichts vernommen ?
 Dem Jäger folgt er durch die Halle nach ;
 Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen,
 Und führt ihn ein ins innere Gemach.
 Da tritt vor ihn ein Mann mit stieren, hohlen,
 Entsternten Augen, dessen düstere Falten
 Die Schatten seines Innern wiederholen.
 Der spricht : „Die Kunde hab ich schon erhalten ;
 Ihr kommt, der Mutter Erbe zu begehren,
 Ich kann euch nicht das Eure vorenthalten.“
 Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
 Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
 Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
 An dieses Herz doch schlagen muss der Arme,
 Nicht dringt hinein die Stimme der Natur,
 Da schweigt er überwältigt von dem Harne.
 Er stammelt : „Schlaf!“ da winkt der Alte nur,
 Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
 Zum andern Flügel über Gang und Flur.
 Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
 Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
 Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
 Da steht nun der Verwaise wie gebannt,
 Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
 Von bitterer Luft und Schmerzen übermannt.
 Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
 Sie segnend legte auf sein lockig Haupt ;
 Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
 Hier ward er seines Theuersten beraubt,
 Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfasst
 Und seiner Kindheit uppges Reis entlaubt.
 Und jetzt !—So steht er eine lange Rast,
 Von Garnen der Erinnerung umstellt,
 Das Herz zermalmt von namenloser Last.

Und endlich nieder auf das Lager fällt
 Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
 Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
 Der Schlossuhr ehrne Zunge zählt die Stunden,
 Es schliesst die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
 In grauser Stille bluten siene Wunden.
 Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
 Dass drüben bei dem Vater er gelassen
 Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
 Und ringsher spähend sieht er einen blassen
 Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen ;
 Es reizt ihn, den ins Auge scharf zu fassen.
 Er höret draussen leisen Schrittes gehen ;
 Er siehet jenen Schimmer sich gestalten,
 Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.
 Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,
 Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
 Sie scheint, über ihn die Wacht zu halten.
 Es rauscht, die Thür geht auf, — sie tritt davor, —
 Ein lauter, angsterpresster Schrei erschallt,
 Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr ;
 Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
 Der Gang von flüchtgen Schritten, es verklingt, —
 Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
 Er aber dort auf seinem Lager ringt
 Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
 Der junge Tag in seine Augen dringt.
 Er schaut umher ; die Thür ist auf, und seine
 Pistolen liegen auf der Schwelle dort ;
 Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
 Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort,
 Er sattelt, steigt zu Ross und drückt die Sporen ;
 Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
 Es hat sich jede Spur von ihm verloren. (1833)

Während Chamissos Gedicht, wie oben gesehen, in einer Art romantischer Halluzination den Geist der Mutter unmittelbar erscheinen lässt, hat Storm den Verlauf der Novelle ganz auf die Grundlage der Wirklichkeit gesetzt : In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist es, als der Hof, genannt Eekenhof, durch Heirat in den Besitz Herrn Hennicks kommt, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten gelebt hat. In seinem Herzen streiten sich Habgier und Verschwendung, aber es gelingt ihm sogar zweimal durch „jenes zweite Mittel“ mühelos zu Hab und Gütern zu gelangen. So geht die Rede späterhin, Herr Hennicke lebe von seinen beiden

Weibern, der lebenden und der toten. Die erste, die er geheiratet hat, ist ein scheues Kind vom Lande ; sie hat weder Eltern noch nahe Verwandtschaft ; aber das Herrenhaus zwischen den alten Eichen ist ihr freies Eigen. Und als die Zeit erfüllt ist, werden „nach schwerer Angst von der matten Stimme eines Knäbleins (*Detlev*) angeschrien“ ; die Mutter selber aber befällt ein Schlaf, „aus welchem die Seele nicht mehr Kraft hat sich emporzubringen,“ und mit einem aus der Abendstille erschollenen süßen Stieglitzgesang stirbt die Kranke in ihrem Wochenbett. Und ihr Bildnis allein, das sie nach dem Willen des jung gestorbenen Vaters einen Maler hat fertigen lassen, „blickt nun aus dunklem Rahmen von der Wand des Saales hernieder und beschliesst die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geschlechts.“ Das Wesen des Mannes wird seit dem Tode der sanften Frau noch finsterer und gewaltsamer. Krieges- und andere Lasten drücken ihn ; es wird not, nach einer zweiten Erbtöchter mit freiem Eigen auszuschauen ; „vielleicht in einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb spürt.“ Hinter dem Walde von Eekenhof, nur eine halbe Stunde entfernt, sitzt eine kalte, scharfzüngige Erbtöchter (*Benedikte*) von etlichen dreissig Jahren ganz allein auf ihrem Hofe. Hennicke macht ihr Hof und heiratet sie ; also kommt es, dass das alte Haus des Eekenhofs verlassen wird und nichts zurückbleibt als droben in der grossen Sommerstube ein paar verblichene Sessel und die Bilder der Verstorbenen. Der kleine Junker Detlev stört die junge Ehe nicht. Bei seines Vaters Hochzeit ist er noch im Dorfe in Kost und Pflege einer Bäuerlin gewesen ; dann aber hat die Base den Knaben zu sich in die Stadt genommen ; „denn ein Gerücht hat sich erhoben, dass auf dem Eekenhof das Bild der toten Frau in Mondnächten aus dem Rahmen steige und ihr Kind durch alle leeren Kammern suche.“ Frau Benedikte gebiert Herrn Hennicke zwei untersetzte, kurzbeinige Buben, die er gern „die rotköpfigen Füchse“ nennt. Noch dazu hat Hennicke eine Tochter der Witwe, die in dem Unterbau des Eekenhofs gewohnt hat, ein Mädchen (*Heilwig*) gebären lassen, deren Mutter auch im Kindbett gestorben ist. Er liebt das Mädchen innig. Die kleine Heilwig hat aber keine Lust davon ; Frau Benedikte gibt ihr weder Blick noch Wort ; zwei „Füchse“ lassen ihre Bosheit an ihr aus. — — Und eines Nachmittags wandert ein etwa zwölf jähriger blonder Knabe von der Heerstrasse auf Eekenhof zu. Es ist Detlev. Hier wird er mit Heilwig bekannt und schützt sie vor den Misshandlungen der „Füchse“ und vor der

ungeschlachten Anhänglichkeit Hennickes. Er steht noch sogar den unter Hennickes Misshandlungen und Ausbeutungen leidenden Leibeigenen bei. Er bleibt jedoch sowohl seinem Vater wie seiner Stiefmutter und seinen Stiefbrüdern feind und fremd ; um so enger schliesst er sich dafür an Heilwig an. Je höher die Anhängigkeit dieser Kinder steigt, desto tiefer wird der Groll des wilden Mannes gegen Detlev. Schliesslich drängt Hennicke durch seine Rohheit seinen Sohn Detlev zur Flucht. — Erst nach vielen Jahren taucht Detlev, der inzwischen ein reicher Kaufmann geworden ist, wieder auf und verlangt sein mütterliches Erbe. Als er aber merkt, dass Herr Hennicke, sein eigener Vater ihn in der Nacht hat ermorden wollen und der Geist seiner Mutter ihn aus Töters Hand gerettet hat, flieht er mit Heilwig zusammen, von der er nun weiss, dass sie seine Stiefschwester ist. Am Ende der Geschichte ist Herr Hennicke im einsamen, verfallenden Hause noch übrig, von Schuldgefühl schaurig umspinnen. „Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorüber gingen, haben sie sich scheu von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich unter einander flüsternd ihren Weg verfolgt ; denn ein unsicheres, aber furchtbares Gerücht ist in den Bauernstuben umgelaufen : es seien die Schattenhände der toten Frau gewesen, die Herrn Hennickes Kraft gebrochen hätten. Und so in seiner Einsamkeit ist er bis an die äusserste Grenze des Menschenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter (*Detlev*) hat jede Spur verloren.“

Wenn man diese Werke miteinander vergleicht, so kommt es ins klare, dass Storm das Motiv des versuchten Sohnes Mordes aus der Ballade Chamisso's übernommen hat und den Inhalt des Vater-Sohn-Problems mit dem Motiv der Geschwisterliebe verbindet, das er bereits 1852 in seiner Ballade „Geschwisterblut“ abgewandelt hatte. Beiläufig gesagt, das Vater-Sohn-Problem fasst der Dichter hier weniger persönlich-individuell wie in „Carsten Curator,“ und das Motiv der Geschwisterliebe ist auch einem grösseren Zusammenhange eingeordnet und daher, anders als in der früheren Ballade „Geschwisterliebe,“ in schweigender Entsagung menschlich sehr rücksichtsvoll aufgelöst wird.

Der Anfang dieser Novelle, der mit dem Worte : „Es klingt wie eine Sage. . . .“ beginnt, ist typisch für die Art, wie Storm die Vergangenheit in

die Gegenwart hereinzieht. „Dass er sich von vornherein über diese Darstellungsform klar war und sie bis in ihre letzten Möglichkeiten ausgenutzt hat,“ zeigt die Äusserungen an mehrere Freunde, Keller, Erich Schmidt und Heyse. Man sieht aus der Vergangenheit oft nur nebelhaft ungewisse Linien auftauchen, augenblicklich erleuchtet einem ein unbestimmtes Licht ferne Schicksale, dann sinken sie wieder in die Tiefe des Halbdunkels, und wenn man noch bezaubert nach ihrer vormaligen Stelle blickt, so fühlt man kalten Schauer über Herz schütteln. Der Dichter geht dabei gern von einem gegenwärtigen Zeugnis der fernen Geschichte, einer Handschrift, einem Bilde, einer Ruine, aus, und davon nachsinnend lässt er die Vergangenheit in Sicht kommen und sie vorüberklingen wie eine Sage: „—Dennoch möcht ich eine abgelegene Wiese unserer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verschütteten Ringgrabens und einige halbzersplitterte Eichenriesen am Rande derselben die Stätte eines einstigen Herrnsitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem diese Schatten der Erinnerung einst in lebendiger Gestalt vorübergingen.“

Es ist dies die typische Art und Weise, wie der Dichter die Vergangenheit ganz an das Herz und vor die Augen des Lesers zu rücken versteht. „Die Wirklichkeit,“ worauf der Dichter den Vorgang der Novelle unerschütterlich gestellt, „wird durch den künstlerischen Vortrag weitgehend entmaterialisiert, in ein Spiel von Licht- und Schattenreflexen aufgelöst“ (*Stuckert*). „Entmaterialisieren,“ dieses Wort ist sehr treffende Äusserung bei dieser Novelle. Um den phantastischen Stoff dieser Novelle auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen, weiss dieser Realist die alte Geschichte aus der verschleierte Dämmerung der Erinnerung und mündlichen Überlieferung auftauchen zu lassen und die kritischen Ereignisse hinter dem halbdurchsichtigen Schleier meisterhaft zu verbergen. Es muss hier zuerst hingewiesen werden, wie geschickt der Dichter den oben angeführten Anfang gebraucht hat, um diesen Zweck zu erreichen. Den Schleier auch, wodurch nur Bruchstücke der Handlung sichtbar werden, wirft der Dichter, passend und gelegen, so bezauberhaft, dass man gebannt auf das Spiel starrt, ohne Unnatürliches zu fühlen. Es sind dies die Elemente, wodurch der Dichter diesen übernatürlichen Stoff auf den Boden der Wirklichkeit ausgezeichnet gestellt. Die bald ausführlich bald spärlich geschilderte Personen, die an den entscheidenden Stellen immer wieder auftauchende Motiv wie z. B. das

Motiv der Ahnenbilder oder des Stieglitzgesanges beim Tode eines Familiengliedes und weiter „der meisterhaft ausgewogene und fein nuanzierte Wechsel von Präsens und Präteritum im Gebrauch der Verbalformen“ sind nicht anders als die sogenannte Schwarz-Weiss-Technik dieses ausgezeichneten Technikers, wodurch er dieser Novelle die balladenhafte Stimmung gegeben und leicht zum Misserfolg neigenden Stoff zu dem Erfolg geführt hat.

Von Herrn Hennicke, einem wilden boshaften Junker, dem Vater Detlevs und Heilwigs, in dem doch ein Rest echter Menschlichkeit lebt, weil er seine uneheliche Tochter innig liebt, wird der Charakter so ausführlich geschildert, dass er auf einen fast den Eindruck macht, als ob er der Held der Novelle wäre. Von Detlevs Mutter, der Letzten des Geschlechtes, der blassen, still leidenden Frau, wird dagegen nicht einmal der Name genannt, und auch Detlev selber, trotz seiner bestimmten und klaren Handlungen und seines Heraustrittes als Kaufmann aus der Ahnenreihe, hat kein scharfes eigentümliches Profil. Ausserdem lässt der Dichter ihn noch immer wieder hinter die Tiefe der Dämmerung tauchen; bald durch die zweite Ehe Herrn Hennickes, bald durch seine Roheit gedrängt. In dieser Novelle sieht man zwei antipodische Familien: die eine, wozu die Personen der Bilder und Junker Detlev gehören, und die andere, die Benedikte und ihre zwei Söhne enthält. Herr Hennicke gehört zu diesen beiden Familien durch die zweimaligen Ehen, und sein Charakter ist sozusagen der eigentliche Ursprung des Unglücks der beiden Familien. Überhaupt von diesen Familien ist zwar die letztere, die die kalte, bösezüngige Frau und ihre groben Söhne enthält, genauer gezeichnet, als die erstere, wozu Detlev, seine Mutter und die anderen gehören. Und zwischen diesen beiden Gruppen steht Heilwig, hold und leidenschaftlich zugleich, in der das wilde Erbe des Vaters geläutert und überwunden ist. Aber die Schilderungen der beiden Höfe sind im Vergleich mit denen der dort für sich einzeln lebenden Familienglieder ganz umgekehrt: der Eekenhof ist mit allen Einzelheiten gezeichnet, als ob er gegenwärtig vor unseren Augen stände, während derjenige der gegenseitigen Familien mit spärlichem Zuge vorgestellt ist. Diese freien Züge von Licht und Schatten sind mit den Tuschen der vortrefflichen orientalischen Maler zu vergleichen und stellen mit der feinsten Technik des Skizzierens zusammen ein schönes balladenhaftes Aquarell her. In diesem Aquarell sind zwar

die Bilder äusserlich kaum miteinander verbunden, aber innerlich bilden sie einen geschlossenen Zusammenhang. Es ist „der ‚springende Stil,‘ der im germanischen Heldenlied und in der deutschen Volksballade des Mittelalters ausgebildet worden ist und dessen sich Storm hier in einem ganz anderen Medium, aber aus demselben Stilwillen bedient hat.“

„Eekenhof“ ist wie Stuckert sagt, ebenso wie „Aquis submersus“ (1875), „Renate“ (1877), „Zur Chronik von Grieshus“ (1883) und „Ein Fest auf Haderslevhus“ (1884) nicht im gewöhnlichen Sinn geschichtliche Novellen; man sieht darin weder bedeutende Persönlichkeiten, noch erlebt man bedeutende Ereignisse, man beobachtet nur, wie in den anderen Novellen Storms auch, ein Einzelschicksal von allgemein menschlicher Bedeutung. Zwar kann man in dieser Novelle Herrn Hennicke für die Hauptfigur betrachten, aber er ist keineswegs der Held dieser Novelle. Und doch erlebt er so mancherlei Schicksale, dass er fast den Charakter einer tragischen Gestalt hat. Aber im Ganzen genommen nimmt er nur einen Teil der überindividuellen Tragik des Geschlechters aussterbens. Das Erschütternde liegt hier also nicht in der Vertreibung Junker Detlevs aus Hof und Erbe oder der hoffnungslose Liebe zwischen Detlev und Heilwig, weil sie Halbgeschwister sind, auch nicht in dem überraschenden Verlust der Lebenskraft Herrn Hennickes, sondern in dem Austrocknen des Lebensstroms, der Ausrottung des Hauses und Überlieferten überhaupt.

„—und wenn wir die Stufen wieder abwärts steigen, so treffen wir auf den ersten Erzähler, dessen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet steht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauses in seinem Dorfe noch hat schlagen hören, wenn just die Luft nach dieser Richtung wehte, sondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menschenscheuen Herrn in einsamer Mittagszeit unter einer der grossen Eichen sitzen sah, den greisen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei stillem Wetter, wenn etwa die Augustsonne recht heiss vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieselt, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wissen was, mit dumpfen Fall herabgestürzt ist.“ (Text : S. 248, Z. 14~S. 249, Z. 4)

Dieses Haus von Eekenhof, das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in Schleswig-Holstein die Vernichtung eines ganzen Geschlechtes erlebt hat,

ist eigentlich der Held dieser Novelle.

Der Dichter hat einmal selbst seine Dichtungen „Zeugnis meines Lebens“ (*Vorrede zur ersten Auflage der „Gesammelten Schriften,“ 1868*) genannt, und man kann nach seinem Rückblick feststellen, dass dies in hohem Masse auf ihn zutrifft. Die Liebe war für den Dichter Sinn und Inhalt des Lebens und zieht sich als erste Wirklichkeit wie ein feiner roter Faden durch sein ganzes Leben. Und die zweite Wirklichkeit seiner Dichtung wird durch die Nähe oder Ferne zur Heimat umrissen. Die dritte Wirklichkeit, die das Schaffen des Dichters am reichsten befruchtet hat, ist das Leid und — damit zusammenhängend — das Bewusstsein der Vergänglichkeit.

„Vergessen und vergessen werden ! —
 Wer lange lebt auf Erden,
 Der hat wohl diese Beiden
 zu lernen und zu leiden.“ (*Spruch des Alters*)

Nicht nur die Liebe, sondern auch das Bewusstsein der „Vergänglichkeit alles Irdischen“ zieht sich wie ein Faden durch sein ganzes Leben. Und besonders seit dem Tode Constanzes hat es das Leben des Dichters begleitet.

„Es kommt das Leid,
 Es geht die Freud ;
 Es kommt die Freud,
 Da geht das Leid —
 Die Tage sind nimmer dieselben.“ (*Ein Leichenstein*)

Der Dichter hat auch einmal die Briefe geschrieben : (*Amm. : Briefe an seine Freunde Hartmuth Brinkmann und Wilhelm Petersen, hrsg. von Gertrud Storm, Braunschweig 1917*) „Es ist in der menschlichen Natur begründet, in welcher das Gefühl der Endlichkeit mit der Unendlichkeit kämpft, dass uns gerade im Augenblick und auf dem Gipfel des Lebensgenusses das Gefühl des unvermeidlichen Endes mit ungeheurestem Schmerz anfällt.“ Der Dichter also erlebt das Grundgefühl der Schwermut vor allem als Vergänglichkeitsbewusstsein, aber er fällt solcher Stimmung nicht nur widerstandlos anheim, sondern er kostet sie auch bewusst aus und lässt sie gefühlsmässig nachklingen.

Dieser Mollton der Vergänglichkeit ist die Grundmelodie, die nicht nur

nach dem Tode Constanzes, sondern das Leben des Dichters von der Jugend bis ins Alter durchzieht ; der Mollton der Vergänglichkeit und der Durton der Liebe sind sozusagen zwei antipodische Grundmelodien, die bald einzeln bald sich einander verwickelnd durch sein ganzes Leben klingen. Die Liebe weckte den Poeten in Storm, und das Leid öffnete ihm die Augen für das Irdisch-Vergängliche des Lebens und liess ihn zum Dichter reifen. „Eine abgelegene Wiese“ im nordfriesischen Küstengebiet, „auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verschütteten Ringgrabens und einige halbzersplitterte Eichenriesen am Rande derselben die Stätte eines einstigen Herrnsitzes anzeigen“ ist zwar der Schauplatz, auf welchem „die Schatten der Erinnerung einst in lebendiger Gestalt vorübergingen,“ aber der einzelne Mensch war hilflos gegenüber der überindividuellen Macht der zerstörenden Zeit, so kraftvoll er auch als Planender und Handelnder hervortreten mochte.

Es scheint, dass der Dichter selbst zufrieden war mit diesem Werke ; als Gottfried Keller und Paul Heyse ihm ihren Beifall über dieses Werk ausgesprochen hatten, schrieb er an den Sohn Ernst :

„Die Guten sprechen von meiner Unverwüstlichkeit, dass meine Kraft sich darin im unterbrochensten Lichte zeige, sogar dass die Jahre mir eher hinzutun als zu nehmen schienen. Sie sehen es nur nicht, wie vorsichtig ich die sparsamer werdenden guten Stunden benutze.“

(Oktober 1958)

Text : Theodor Storms Sämtliche Werke, hrsg. v. George Westermann, 4. Bd, Braunschweig 1910, S. 245-294

Schrifttum : Franz Stuckert, Theodor Storm, Sein Leben und seine Welt, Carl Schünemann Verlag, Bremen 1955 ; Werner Lincke, Storms Werke, Das Bergland-Buch, Salzburg 1955.